

Der Hofgeograph Ludwigs XVI. bereist Bünden

Autor(en): **Ribi, Hilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **25 (1983)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Hofgeograph Ludwigs XVI. bereist Bünden

von Hilde Ribi

Er erschien, Roberts Erlebnisse auf insgesamt drei Schweizerreisen zusammenfassend, in zwei graumarmorierten Kartonbänden von 318, resp. 398 Seiten, im Jahre 1789 in Paris im Verlag Hôtel d'Aubeterre und wurde besorgt in der Druckerei der Witwe Herissant, rue Neuve-Notre-Dame. Die beiden zierlichen Rückenschildchen künden schlicht: *Voyage en Suisse*. Der vollständige Titel lautet: *Voyage dans les XIII Cantons Suisses, les Grisons, le Vallais, et autres pays et états alliés ou Sujets des Suisses*. Par M. Robert, Géographe ordinaire du Roi.

Roberts interessante Schilderungen sind erwähnt in jenem großartig umsichtigen Register, welches der Churer Staatsarchivar Dr. Rudolf Jenny 1951 der Neuausgabe der «Kulturgeschichte der Drei Bünde» des Johann Andreas Sprecher vom Jahre 1875 angegliedert hat. Außer jener einzigen Zeile aber fand ich keinerlei Hinweis darauf, daß diese Reiseberichte eines gelehrten Franzosen den Freunden Graubündens bislang je näher vorgestellt worden wären. Andreas Sprecher kannte sie offensichtlich nicht. Jenny, in seinen «Textergänzungen mit Literaturnachtrag», handelt im Abschnitt «Reiseschriftsteller» von William Coxe, Belsazar Hacquet, G. K. Ch. Storr und Christoff Meiners, welche alle innert eines Jahrzehnts im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Bünden bereist haben; den Pariser Geographen, der in denselben Jahren unterwegs war, läßt er nicht zu Worte kommen.

Jedoch sein, a. Staatsarchivar Jennys großes Verdienst ist es, Silvio Margadant zu seiner Zürcher Dissertation «Land und Leute Grau-

bündens im Spiegel der Reiseliteratur 1492–1800» angeregt zu haben, einer ausgezeichnet kurzweiligen Arbeit, in der auch Monsieur Robert gebührend zur Stelle ist. (Der 282 Seiten starke, mit vornehmen Bildtafeln ausgestattete Band ist im Buchhandel oder aber ohne Umweg auch direkt beim mittlerweile selber zum Bündner Staatsarchivar vorgerückten Dr. S. Margadant in 7023 Haldenstein zu haben.)

William Coxe (1747–1828), ein englischer Geistlicher und Historiker, Kaplan des Herzogs von Marlborough, kam 1779 nach Bünden. In den Jahren 1781–1783 sodann war Hacquet auf großer Tour, ein rühmlicher, insbesondere für die alpine Forschung hochbedeutender Mann, der mehrere Alpenreisen unternommen hat. Storr, ein Tübinger Mediziner und Naturforscher, kam über den Oberalppaß, der damals noch allgemein Crispalt hieß, ins Land. Christoff Meiners, «Königlich Großbritannischer Hofrath und Ordentlicher Lehrer der Weltweisheiten in Göttingen», hielt sich lediglich fünf Tage auf Bündnergebiet auf, nämlich vom 4. bis zum 9. August des Jahres 1788. Seine «Briefe über die Schweiz», 1792 in Wien erschienen, kamen in lakonisch gänzlich unkommentierten Auszügen zu Weihnachten 1966 in der Offizin Gebrüder Fretz AG in Zürich an den Tag in einem stattlichen 207 Seiten starken Bande, in freilich bloßen 1800 ausschließlich den Geschäftsfreunden der Firma vorbehaltenen Exemplaren. Von Monsieur Robert, wie gesagt, scheint man hierzulande seit langem kaum Notiz genommen zu haben. Seine Ausführungen sind, nebenbei bemerkt, ergiebig und beachtens-

wert für manche, ja für fast alle Gegenden unseres Landes; er kannte sich offensichtlich aus in der einschlägigen Literatur und reiste weit und stetsfort lebhaft neugierig.

Der Hofgeograph Ludwigs XVI., jenes unglücklichen Monarchen, der dann von der französischen Revolution so schmachvoll auf dem Blutgerüst getilgt wurde, war ein umsichtiger, sehr aufmerksamer, der Schweiz und ihren Bewohnern durch und durch gewogener Mann. Seine erste Reise in unser Land unternahm er vermutlich anno 1777; dieses Jahr jedenfalls fixierte er anlässlich einer Begebenheit, welche ihm spürbar nicht wenig geschmeichelt hat. Es seien an verschiedenen Stellen der Schweiz, berichtet er, Überreste von Elefanten, überdies von ausnehmend großen Elefanten – Mammuten würden wir sagen – aufgefunden worden; «Beweis dafür jener Backenzahn eines Elefanten, gefunden im Innern des Jura, mit welchem ich das königliche Kabinett bereichert habe; er wurde mir 1777 mit anderen Überbleibseln desselben Tieres vom mittlerweile verstorbenen Fürstbischof von Pruntrut übermacht. Arbeiter, welche einen Fels anschnitten, fanden ihn im Innern des Berges. Er ist viel größer als alle fossilen Elefantenzähne, welche vordem schon im Kabinett des Königs vorhanden waren, und der Herr Graf von Buffon sprach mir seinen verbindlichsten Dank aus für ein so wertvolles Geschenk an die Naturwissenschaften». – Noch einmal, hundert Seiten später, im zweiten Band seines Reisewerkes, kommt er voller Genugtuung auf diesen versteinerten «erstaunlich großen Backenzahn» zurück, mit dem eine zwanzig Jahre zuvor von Buffon aufgestellte Theorie glanzvoll bestätigt worden sei. – In den rund hundert Seiten, welche er eingangs allgemein der Natur unseres Landes, seinen staatlichen Einrichtungen, der Industrie, dem Handel, den Erzeugnissen und nicht zuletzt dem Charakter und den Gepflogenheiten der Einwohner widmet, erweist er der Heimat unserer Vorfahren Ehre noch und noch. Die Schweizer dünken ihn rundweg das glücklichste Volk der Erde. Er kennt genau ihre Geschichte, ihre rühmlichen Schlachten, ihre großen Männer, ihr elementares Bedürfnis nach Unabhängigkeit; er erörtert

auch eingehend die klimatischen Verhältnisse, die Tier- und Pflanzenwelt, die sozialen Einrichtungen, und bösslich, um nicht zu sagen hämisch, apostrophiert er seinen Landsmann, den Herrn de la Borde (J. B. de Laborde «Lettres sur la Suisse», Paris 1783) und zieht ihn sträflicher Ungenauigkeiten in seinem Werk.

Im übrigen scheint Herr Robert ein dezidierter Moralist gewesen zu sein. Unverhohlen abschätzig vermerkt er beispielsweise, daß die Genfer sich ein Theater zugelegt hätten: «– – es war für Genf ein fragwürdiges Geschenk, diese Errichtung eines Theatersaales in ihren Mauern. Das ist ein Pestilenzkeim, den man da pflanzte, ein fressendes, unerbittlich wirkendes Gift, das langsam die republikanischen Sitten untergraben und endlich zerstören wird. Herr d'Alemberts Plan eines Theatersaales in Genf beruht auf eben jenen kleinlichen und falschen Maximen, welche J. J. Rousseau so flammend hinwegfegte.» Er gibt auch von ungefähr preis, obwohl er sonst mit derartig persönlich getönten Exkursen mehr als uns lieb ist kargt, er habe 1767 von Châlon-sur-Saone aus, wo er in jungen Jahren Philosophie gelehrt habe, Rousseau persönlich aufgesucht, als jener, seines «Emils» wegen, unter angenommenem Namen zu Monquin in der Verbannung lebte. «Seine einsame Behausung auf windgepeitschter Anhöhe hatte für mich höhere Anziehungskraft als die gerühmtesten Paläste Italiens. Ich sah Rousseau, und noch immer erbebt mir, seiner eingedenk, die Seele». Zwei Jahre zuvor hatte er auch dem betagten Voltaire einen Besuch abgestattet, sah ihn Ende März des Jahres 1765 höchst aufgeräumt und gesprächig in großer Diplomatengesellschaft die wohlbesetzte Tafel seines Hauses zu Ferney präsidieren, angetan mit einem azurblauen, goldsternenübersäten Schlafrock und der unvermeidlichen Mütze; überschwenglich feiert er ihn als Fürsten der Literatur und als erstaunlichsten Genius, der jemals auf Erden weilte, unterbreitete ihm auch ein paar Monate später einen von ihm ausgearbeiteten und dann zu Dijon publizierten Studienplan für junge Leute, ehrfurchtsvoll, in stolzer Bescheidenheit dazu bemerkend, er finde die Art, wie man zurzeit die Jugend zu instruieren pflege, ganz un-

leidlich absurd und barbarisch. Von Voltaire, sowohl als später auch von Rousseau, hat er je einen Brief bekommen und verfehlt nicht, seinen Lesern die kostbaren Schriftstücke im Wortlaut darzubieten, etwas deplaziert zwar, in einem Reisebericht, doch wer möchte es unserem Reisenden nicht zugutehalten!

Er erwähnt als großen Sohn Genfs auch ausführlich Necker, Ludwigs Finanzminister in Paris, den Vater der nachmals berühmten Madame de Staël. Er muß diese Nachbemerkenngen zu seinem Reisebuch kurz vor dessen Drucklegung redigiert haben. Im unruhigen Jahre 1789, als bereits die Revolution sich angebahnt hatte, wurde Necker seines Amtes enthoben, jedoch alsbald im Triumph wieder zurückgeholt. Als Vater des Volkes, als Retter des Vaterlandes, sei er damals im Juli stürmisch von ganz Paris gefeiert worden. Frauen aus dem Volke seien auf Leitern die Mauern seines Hauses hochgeklettert und hätten Blumenangebinde in seine Räume geworfen und die Bäume seines Gartens mit Guirlanden bekränzt; von seinem Namen habe das Königreich jubelnd wiederholt von einem Ende zum andern. Worauf unser Autor etwas absonderlich hinzufügt: «Noch unsere letzten Neffen werden darin (im Buch der Geschichte) mit Rührung den Namen des würdigen Necker lesen, dieses zwanzigmal verbrecherisch Zurückgestoßenen und zwanzigmal als unentbehrlich wiederum ans Staatsruder Zurückerbetenen», eine Bemerkung, die nebenbei zur Vermutung verführt, Monsieur Robert sei unbeweibt oder zum mindesten kinderlos gewesen; denn wer sonst würde in solchem Zusammenhang von seinen Neffen reden!

Die letzte seiner Schweizerreisen unternahm er in der festen Absicht, endlich gründlich die vordem nicht berührten Regionen der Hochalpen und Gletscher kennenzulernen. Ob sie 1788 oder erst 1789 stattfand, wird nirgends eindeutig klar. Fest scheint uns jedenfalls zu stehen, daß er in seinem Werk Erfahrungen und Erlebnisse aus all seinen drei Schweizerreisen zusammengefaßt hat. Wir kommen kurz nochmals zurück auf ein paar Betrachtungen allgemeiner Natur, welche er, wie gesagt, den Schilderungen einzelner Orte und Talschaften voranstellte. Da

lockt manches zum Zitat. Nichts entgeht ihm, auch nicht «le kerswasser» und «le chapsigre», die bis nach England und Holland verfrachteten Schiefertafeln aus dem Glarnerland, der Safran-anbau im Wallis, im Zeughaus zu Zürich Tells veritable Armbrust (!), Grubenmanns einzigartige Brücke über den Rhein bei Schaffhausen und dort in der Stadt jene immer wieder auch von anderen Reisenden erwähnte sagenhafte Linde, unter deren Laubdach man siebzehn Tische habe aufstellen können. Er erwähnt interessiert die Lämmergeier, die Wölfe, die Bären; ob freilich die folgende Darstellung als glaubhaft gelten kann? Er ließ sich nämlich sagen, höchst rühmlich sei gegebenenfalls der Instinkt der Kuhherden auf der Alp; näherte sich ihnen ein Wolf, so formierten sich die Weidetiere, Kopf nach außen, alsbald zum Kreis; Kälber und schwächeres Vieh bürten sie in der Mitte, und von welcher Seite immer der Wolf sich näherte, es reckte sich ihm ein unbezwinglicher Wall starrender Hörner entgegen. – Erscheine dagegen ein Bär, sei die Verwirrung maßlos: «Ochsen und Kühe rennen kopflos zu ihren Ställen, oder aber sie drängen sich schreckensvoll schutzsuchend um ihren Hirten, umringen ihn eng und immer enger und haben schon dann und wann einen von ihnen zu Tode erdrückt.» Der Bär bleibe jedoch nicht immer der Sieger. Schon dann und wann sei es vorgekommen, daß ihrer einer von einem wutentbrannten Stier niedergetrampelt und erstochen worden sei.

Beklagenswert, führt er anderswo an, sei oftmals der Umgang mit dem Holz; sei es der Abtransportschwierigkeiten wegen, sei es aus Überfluß, er habe jedenfalls mit eigenen Augen in den Wäldern prachtvolle Tannen von mehr als vier Fuß Durchmesser gesehen, welche gefällt und entrindet, an Ort und Stelle ganz einfach vermoderten.

Die in seinen Text eingestreuten, von ungefähr aufgeschnappten oder erfragten deutschen Mundartaussprüche wiederzugeben, gelingt ihm oft nur eben am Rande. Vom Eisenhut meldet er, die Äpler nannten ihn «Eiser-utli» und erwähnt, William Coxe habe von der Giftigkeit dieser Pflanze wahrhaft Mörderisches berichtet. – Die Wasserkirche, in der damals die Biblio-

thek in Zürich untergebracht war, bedenkt er mit dem Ausdruck «Vasser-Kish». Er berichtet von der Textilindustrie, von den Trachten der Frauen, vom Münz-, vom Nachrichten-, vom Söldnerwesen und davon, daß die St. Galler im Bildersturm zur Reformationszeit die Klosterkirche innert zweier Stunden völlig ausgeräumt und alles, was an Statuen und Holz gewesen, auf über vierzig Karren vor die Stadt gefahren und dort kurzerhand verbrannt hätten. Erst nach hundert Seiten kommt er zur eigentlichen Reisebeschreibung. Er hielt sich vorerst in Basel, Schaffhausen, Zürich, dann ausgiebig in der Ostschweiz auf, reiste dann über Lichtensteig, Schänis ins damals noch immer wieder überschwemmte Linthgebiet und fühlte sich in Weesen in großer Neugier endlich dem ersehnten Lande der eigentlichen Hochalpen zum erstenmal ganz nah. Eines Nachmittags um eins schiffte er sich auf schmalem Nachen erwartungsvoll ein und geriet prompt in einen der gefürchteten Stürme. Sie landeten nach wahrhaft lebensgefährlichem Wogengang endlich irgendwo in der Nähe eines vom Berg abgelagerten Schuttkegels und machten sich von dort aus, dem Ärgsten entronnen, zu Fuß auf den Weg nach Walenstadt, wo sie erst um ein Uhr in der Nacht ankamen, worauf nach einem so gut wie ungenießbaren Mahle die Zeit bis zum Morgenrauen auf einem elenden Lager habe zugebracht werden müssen. «Dieser auf dem Walensee häufigen Stürme wegen», fügt er bei, sei es «den Schiffern streng verboten, sich ein und desselben Kahns mehr als drei Jahre lang zu bedienen». Und sogleich hinterher schreibt er mit gehöriger Akribie nach Charakter und Himmelsrichtung die periodischen Winde über dem berüchtigten Wasser, nicht ohne hinzuzufügen, man fische da sehr ansehnliche, günstigenfalls zwanzig bis dreißig Pfund schwere Lachse, womit er vermutlich Seeforellen meinte.

Die Seiten 260 bis 296 des zweiten Bandes enthalten seine eigentlichen Aufzeichnungen aus Bünden. Er war nur wenige Tage im Lande, keinesfalls wohl länger als der Herr Professor Meiners, welcher übrigens seinerzeit mit seiner Frau und einem Freund unterwegs war und länger nicht – wir sagten es schon – als vom 4. bis

zum 9. August 1788 im Lande weilte, oben-
drein womöglich im selben Sommer und in den
nämlichen Tagen wie Robert. Auch Meiners
lernte vom Lande der hundertfünfzig Täler viel-
mehr nicht als Chur und das Oberland kennen;
in Disentis übrigens war es ihm auf Empfehlun-
gen hin vergönnt, im Kloster zu nächtigen und
überdies den berühmten Pater Placidus a Spe-
scha kennenzulernen, der mit gänzlich ver-
schwollenem Gesicht soeben von einer Tour auf
den Tödi zurückgekehrt war. Dergleichen war
Monsieur Robert nicht beschieden. Er ist auch
anscheinend meist mutterseelenallein gereist,
hat sich höchstens das ein und andere Mal einen
Führer gedungen.

Auf einer Barke setzte er, von Pfäfers her
kommend, über den Rhein. Der Strom sei hier
sehr breit, und ein gut Teil des Jahres sei die di-
rekte Verbindung mit Maienfeld am jenseitigen
Ufer unmöglich. Man sehe sich dann genötigt,
die zwei Meilen entfernte Brücke aufzusuchen.
Auch zu Zeiten, wo die Wasser weniger unge-
stüm einherbrausten, sei ihre Gewalt noch im-
mer enorm. Die Schiffer würden ihre Kähne
meist ein gutes Stück oberhalb der geplanten
Landungsstelle aufs Wasser setzen und würfen
sich dann von Sandbank zu Sandbank. Der
Kahn werde davongetragen wie ein Pfeil und sei
fast völlig der Gewalt der Strömung preisgege-
ben. «Die Verwirrung derer, die ihn führen, ihre
Angst, ihr Geschrei, ihre Anstrengungen, das al-
les erweckt den Eindruck eines Schiffes im Au-
genblick seines Untergangs. So überquerte ich
diesen Strom. Als ich ausstieg, befand ich mich
auf Bündnerboden. Ich war bald in Maienfeld,
eine Viertelmeile vom Rhein gelegen, dem ange-
sehenen Hauptort von einem der Drei Bünde.»

Hierauf läßt er sich sachkundig und mit nicht
geringer Hochachtung aus über die Geschichte
und die politischen Einrichtungen des Landes,
handelt von den Befugnissen des Bischofs und
der Rolle des Hauses Österreich, kam auch an-
derswo schon ausführlich auf den Untergang
von Plurs zu sprechen und fährt dann fort,
trotzdem dies Land gepanzert sei von Fels und
Eis und zur Nutzung nicht viel mehr als ein paar
Wiesen- und Weidegründe habe, biete es dem
erstaunten Auge gleichwohl eine beträchtliche

Einwohnerschaft dar, ein mutiges und stolzes Geschlecht, das seine Freiheit wohl zu verteidigen wisse. Kräftige Leute seien es, die ihre Unabhängigkeit hochhielten, von Freimut, Kühnheit, Ernst und häuslichem Glück geprägt. Diejenigen, welche geschäftlich drunten im milden Italien zu tun hätten, kehrten mit Wohlgefallen stets wieder zurück in ihre angestammten Heimstätten. Mit Achtung handelt er von der Toleranz zwischen Reformierten und Katholiken und vom brüderlichen Einvernehmen unter den Drei Bünden. Im übrigen gebe es innerhalb ihrer Gemarkungen noch wilde, kaum erforschte Gebiete ohne Weg und Steg, besiedelt von halbwildem Völkern.

Die Etappen seiner Reise sind übersichtlich gegliedert in die Abschnitte: Maienfeld. Strecke ab Maienfeld nach Chur, Strecke ab Chur nach Ilanz, Strecke ab Ilanz nach Disentis, Strecke ab Disentis zu einer der Rheinquellen.

Wir werden diese Einteilung beibehalten und beginnen demnach mit seiner knappen

Beschreibung Maienfelds

«Maienfeld gilt bei sämtlichen Geographen als Stadt; es hat in der Tat Tore, Mauern und Gräben. Aber gleichwohl ist es alles in allem nur ein großes Dorf, das mir ärmlich erschien. Es liegt am Ausgang zweier großer Täler, deren eines vom Rhein, das andere von der Seez durchströmt ist. Die Berge liegen so weit ab, daß hier das wenige Korn, welches man dem Boden anvertraut, zur Reife gelangt; in der Umgebung sind auch einige Weinberge.

Das politische Gefüge Maienfelds ist äußerst sonderbarer Natur. Seine Bewohner sind den Bündnern untertan, jedoch gleichzeitig des Staates Mit-Regenten. Sie haben Teil an allen öffentlichen Ämtern, an den Vogteien im Veltlin, in Bormio und Chiavenna; die Drei Bünde ihrerseits aber schicken unentwegt einen Vogt zu ihnen, diesen Ort und die zu ihm gehörige Herrschaft zu beaufsichtigen. Die Stadt ist demnach rechtlich untertan und gleichzeitig befugte Mit-Regentin. Ihre Abhängigkeit rührt davon her, daß die Drei Bünde sie aus freiherrlichem Besitz käuflich erwarben. Die verhältnismäßig reichen und mächtigen Untertanengebiete der Bündner

mögen die Bünde dazu bewogen haben, ihre Maienfelder Untertanen an den Ehren und den Einkünften ihrer Herrschaft mitteilhaben zu lassen. Es lag auch wohl in ihrem Interesse, ihrem Herrschaftsbereich ein Gebiet willfährig zu machen, auf welches das Haus Österreich stetsfort Ansprüche zu erheben geneigt war.

Folgt ein kurzer Abstecher nach Davos: «Davos ist weder Stadt noch Marktflecken noch Dorf; es ist ein Gemeinwesen von Weilern und verstreuten Gehöften weit in einsamer Wildnis. Sein geistiger Mittelpunkt ist die Sankt-Johann-Kirche, Hauptkirche genannt. Das Rathaus, Sitz des Davoser Hochgerichts, neben der Kirche gelegen, ist auch Versammlungsort des Zehngerichtebunds; nicht etwa Maienfeld hat ihn inne. Hier, im Rathaus von Davos, findet abwechselnd der Bundestag der Drei Bünde und der des Zehngerichtebundes statt. Hier befinden sich die Archive des Bundes, hier ist der Ort ihrer Zusammenkunft, hier ist die Fahne verwahrt, und der Davoser Landammann ist üblicherweise Vorsitzender des ganzen Bundes.

Die Strecke von Maienfeld nach Chur

Ist mehr nicht als ein Saumpfad, der mehrfach verschwindet im Kieselgeschiebe, angeschwemmt von der Landquart und all den von den Bergen niederstürzenden Bächen, welche man zu seiner Linken hat: Wildbäche auf Schritt und Tritt, über die hinweg nicht Brücken noch Fähren setzen und die zu durchqueren gefahrvoll ist, teils weil sie so reißennd daherkommen, teils weil ihr Grund uneben und veränderlich ist. Dieser Pfad, dessen Spur man unter dem Geschiebe oftmals verliert, verschwindet auch zuweilen unterm Rasen; zudem gabelt er sich häufig; allüberall jedenfalls ist er rau und unangenehm, und zwischen zwei nicht mehr als vier Meilen voneinander abliegenden Ortschaften, eingelassen in ein Tal, sieht man sich gezwungen, einen Führer zu nehmen. Regnet es ein paar Stunden hintereinander, ist an ein Fortkommen überhaupt nicht zu denken; alle Verbindungen sind dann unterbrochen! – die angeschwollenen Bäche sind zu reißennden Strömen geworden, welche die Erde aufreißen, lärmend große Gesteinsbrocken daherwälzen, welche

durcheinanderkollern, Tannen mitschleppen und, fallweise aufgestaut, hernach nur um so ärgere Wucht entfalten. Sie wechseln oft ihr Bett, und kein Heil ist wieder solche Geißel.»

Und nun die Beschreibung Churs

«Chur gilt als Hauptort Bündens; es ist, offen gesagt, die einzige Stadt. Wir haben festgestellt, daß Maienfeld lediglich ein Dorf und Ilanz ausgestorben ist. Chur liegt zu Füßen sehr hoher Berge und eine halbe Meile vom Rhein. Die Stadt ist durchflossen von der Plessur, welche, gebändigt in kleinen, aus behauenen Steinen errichteten Kanälen durch die Straßen rinnt und sie sauberhält.

Die Straßen sind eng, die Häuser hoch und im allgemeinen wohlgebaut. Dennoch herrscht darin eine Art Traurigkeit, und ein Fremder möchte da nicht verweilen.

Der Hof von Frankreich, der Kaiser, Spanien und der König von Sardinien haben hier einen Gesandten. Man ist reformiert; Katholizismus wird nur im Umkreis der Kathedrale ausgeübt, welche den Bischofssitz, das Kapitel, die Wohnstätten der Domherren, das Haus der bischöflichen Kirchendiener, ein Kapuzinerhospiz und ein paar kleine schäbige Behausungen sonst noch umfaßt. Dieses allseits von Mauern umschlossene Quartier liegt erhöht und beherrscht die Stadt. Die Einkünfte des Bischofs, herrührend sowohl aus dem Lande der Bündner als auch von Gütern und Lehen, welche er im Tirol und im Elsaß besitzt, betragen 14 000 bis 15 000 Pfund. Die Pfründen bringen 2600 Pfund ein; aber von ihrer vierundzwanzig sind nur sechs dotiert; die andern führen lediglich den Titel und sind unbesetzt, haben aber gleichwohl Anteil an der Wahl des Bischofs, zusammen mit den sechs effektiven Domherren. Der Bischof von Chur ist berechtigt, Münzen zu schlagen; er macht davon Gebrauch im Verein mit der Stadt. Er übt weder Hoheitsrechte aus noch teilt er sie; er ist zur Regentschaft in keinem Teile des Landes berechtigt. Er steht unter dem Schirm des Gotteshausbundes, dem er zusammen seinem Klerus untergeordnet ist. Gleich dem Abt von St. Gallen führt der Bischof von Chur ein wendiges Dasein: er ist Deutscher oder

Schweizer, je nachdem es ihm tunlich erscheint, das eine oder das andere zu sein: er ist Reichsfürst, ohne Truppen zu stellen; er hat Stimmrecht am Bundestag, ohne sich dabei vertreten zu lassen und ohne irgendwelchem Bereich anzugehören; er ist immerhin eingeschrieben dem Österreichs, man weiß nicht recht wieso und wozu. Paßt es ihm, den hohen Ton derer anzuschlagen, durch welche er besteht, spricht er vom Kaiserreich; dünkt ihn geboten, das Wohlwollen und die Protektion der Bünde und Kantone wahrzunehmen, erklärt er sich als deren Verbündeter. Er ist nicht draußen und ist nicht drinnen; er ist ein Zwitterwesen. Solche Doppelrolle ist bedrückend — — —.» Monsieur Robert fährt in derlei Betrachtungen mit steigendem Mißmut noch eine ganze Weile fort und warnt endlich die Churer geharnischt vor solcher Nachbarschaft. Wenn eines Tages das Glück sich von ihnen abwenden sollte, «braves, tugendhaftes Volk, von diesem Felsen aus, der Euere Mauern überragt, wird der Kampf ausgehen; hier wird er vorbereitet, hier lagert der Keim Eurer Fähnisse». Worauf er endlich von dem unerquicklichen Thema abläßt und recht unvermittelt also fortfährt:

«In Chur befindet sich ein Kollegium, wo die schönen Wissenschaften, Griechisch, Latein und Philosophie gelehrt werden. Die Mittel hierzu wurden aus dem Vermögen zweier während der Reformation aufgehobener Klöster gewonnen; was übrigblieb, wurde an ein Spital verwendet. Nicht ohne Notwendigkeit hat man in dieser Stadt eine Lateinschule gegründet; dafür möge diese Grabschrift eines Regierungsmannes des alten Rätien zeugen, welche man in der alten Kirche der Prämonstratenser liest und welche folgendermaßen beginnt: *Hic sub istâ lapide marmoreâ* — — —. Hier spricht man die deutsche Sprache; jedoch etliche verstehen das Italienische und einige das Französische.

Im Rathaus befinden sich die Archive der Drei Bünde; hier ist auch die Rüstkammer. Chur war vordem eine kaiserliche Stadt; heute ist es eine demokratische Republik — — —», worauf unser Reisender sich über eine halbe Buchseite hin mit erstaunlicher Sachkenntnis

über die Churer Regierungsverhältnisse ausläßt und dann in einem Abschnitt erwähnt:

«Das Geschlecht derer von Salis, in Chur ansässig, gehört zu den auserlesensten. Es besitzt die Oberhoheit über die Baronie Haldenstein, eine halbe Meile von Chur am Rhein gelegen. Wiewohl unter der Schirmherrschaft Bündens stehend, ist sie völlig unabhängig und genießt sowohl das Recht, Münzen zu schlagen, als auch andere Vorrechte.

Ich liebe es, mich jener Grotte zu erinnern, welche man mir als unweit Churs in den Bergen gelegen schilderte: wahrhaft tröstliches Wahrzeichen dessen, was die Menschen sind, so sie nicht durch unsinnige Machenschaften verbildet wurden. Fleisch erhält sich dort ausgezeichnet; jeder Bewohner der Umgebung hat darin seinen Haken, und niemals hörte man davon, es habe sich einer an den Vorräten seines Nachbarn vergriffen.»

Die Strecke von Chur nach Ilanz

«Anderthalb Meilen oberhalb Chur traf ich auf das Schloß Reichenau, zu dessen Füßen die beiden großen Wasser des Hinter- und Vorder- rheins sich vereinigten. Ich überschritt ihre vermengten Fluten auf einer gedeckten Holzbrücke, welche aus einem einzigen Bogen von 240 Fuß Lichtöffnung besteht, erbaut von Hans Grubenmann, dessen Bruder jene großartige Brücke von Schaffhausen schuf.

Ich stieg einige Zeit aufwärts und gelangte in ein Tal, das widerhallte vom Lärm der Wasserfälle, vervielfacht durch die Natur. Der größte besteht aus den Wassern eines Baches, welche mit Wucht aus der Höhe die Flanke des Berges niederstürzen in einem geradegezogenen Kanal von einförmiger Breite und unten versprühen auf sehr zufällig, vielfältig und malerisch gelagertem Geröll, welches sie ohne Zweifel mitgerissen haben.

Wiederansteigend in Richtung Flims, geht man dem wilden Gurg-Bach entlang, der mit beträchtlichem Lärm niederstürzt von Stufe zu Stufe, zuweilen fünfzig Fuß senkrecht. Dieser Bach ist von einer Menge Quellen gespeist, die man bei Flims allerorten hervorsprudeln sieht. Der Kamm des Berges, dem sie entspringen, ist

höhlenartig vorgeneigt, hat unterhalb breite Gesteinsplatten, welche zwischen sich fast keine Schrunden und Ritzen aufweisen. Man glaubt, daß er in seiner Vertiefung ein geräumiges Wasserreservoir berge, die Wasser speisend, welche seinen Flanken entspringen. Der Name der größten dieser Quellen, die Gurg, entstammend dem lateinischen Gurges (Schlund), erhärtet solche Annahme, und bezeugt, daß schon die alten Bewohner, welche vorzeiten hier hausten, dieser Ansicht waren. Den genannten Wasserläufen gesellen sich jene des geschmolzenen Schnees hinzu; sie freilich nicht regelmäßig. Ich verließ diese Gegend, und bald brachte mich ein Zickzackpfad einen äußerst steilen Hang hinunter an das Rheinufer. Ich überquerte diesen Strom und fand mich in Ilanz, Hauptort des Oberen oder Grauen Bundes.

Nichts so erbärmlich, so verfallen, so armseelig, so traurig, so mißlich wie diese Stadt Ilanz! Man geht durch völliges Schweigen. Die Mehrzahl der Häuser ist geschlossen, oder unbesetzt, oder am Einstürzen! Sie zerfallen allerorten, und es ist wahrhaftig eine sehr richtige Bemerkung, daß einer jüngst fand, sie erscheine wie ausgetilgt von einem Bombardement, mit dem Unterschied freilich, daß man in einer beschossenen Stadt Tätigkeit und Bewegung feststelle, Flucht, Ausbesserung, Wiederaufbau, während hier überall Öde und Schweigen herrscht.

Daß eine Stadt zerfalle und sich entvölkere, wenn sie aus der Freiheit in Knechtschaft gerät – die Erfahrung aller Jahrhunderte zeugt dafür; daß hingegen eine Stadt in einem freien Staat solcherweise verwarlose – der Tatbestand bleibt unverkennbar. Ilanz beweist in der Tat das Gegenteil dessen, was gemeinhin geschieht. Unter den kleinen Machthabern, welche hier der beginnenden Freiheit vorangingen, barg der Ort eine recht ansehnliche Bevölkerung; seine Behausungen, wiewohl keineswegs stattlich, zeigten immerhin keinerlei Anzeichen von Verfall; es herrschte selbst ein gewisser Wohlstand. Seit der Vertreibung der Tyrannen aber haben die Bundesleute auf eigenem Boden ihre Rechte angetreten; seit sie den Machthabern das Zepter entrissen, haben sie selber ihre Ländereien an

die Hand genommen, und zwar nicht nur die Flecken und Dörfer, auch die Weiler, auch die zerstreuten Behausungen, auch die abseits wie verloren in den Bergen liegenden Heimstätten. Bei solchem Stand der Dinge, wo die Souveränität sich über das ganze Gebiet verteilt, hält der Landbesitz die Menschen überall da fest, wo ihnen ein Fleck Erde zu bebauen, ein paar Weiden zur Nutzung anheimgegeben sind. Geld ist keines da, rundheraus gesagt, es gibt da keine Stätten des Reichtums, keine der Intrigen, der Gewinnsucht, des Luxus, der Spekulation, der Korruption! Jeder verharret auf dem Fleck Erde, der ihm zugehört, jeder zieht sich darauf zurück, hat sich darauf zurückgezogen, sobald er in dessen tatsächlichen Besitz gelangte. In einer Demokratie, wo die Macht bei allen liegt, wo von den politischen Zusammenkünften abgesehen, keinerlei Zentrum der Gewalt, der Machtbefugnisse und Gunst besteht, wo die Souveränität verteilt ist bis in die hinterste Hütte, besteht keinerlei Anlaß dazu, daß der Platz, welcher als Hauptort betrachtet wird, das Volk vom Lande her an sich ziehe. So hat denn die Entwicklung von Ilanz stagniert, und die hablichen Bürger steigerten durch ihren Wegzug die Dürftigkeit der wenigen Einwohner, welche dort zurückblieben.

Die Strecke von Ilanz nach Disentis

Von Ilanz wanderte ich weiter das große, stetig ansteigende Rheintal hinauf. Am Nachmittag verschwand der Pfad, dem ich folgte, unter dem Rasen. Ich ging weiter und sah ihn nicht wieder auftauchen; keine Wegspur mehr, keine Andeutung einer menschlichen Behausung. Ich zweifelte endlich nicht mehr daran, daß ich mich verirrt hätte, ging aber trotzdem fürbaß; die hereinbrechende Dämmerung erhöhte meine Ungewißheit; ich fürchtete, mich allzu früh in unbewohnte Gebiete zu verlieren. Mittlerweile gelangte ich zu einer verlassenen Hütte und ging mit mir zurate, ob ich hier, an trockner Stätte, verschanzt vor den Bären, nächtigen solle, entschloß mich aber gleichwohl, weiterzugehen und allenfalls zu diesem Unterschlupf zurückzukehren, so ich in der Nähe keinerlei Anzeichen bewohnter Stätten finden sollte. Ich tat gut dar-

an; ich fand einen Pfad, der, bergseits von einem Zaun begrenzt, mich zu einem Dorf führte, wo ich eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang eintraf. Das Nachtlager war keineswegs erhebend; wenn ich es aber mit jener Hütte verglich, welche ein paar Augenblicke lang das Endziel meiner Hoffnungen gebildet hatte, glaubte ich mich aufgehoben im köstlichen Sybaris. In der Kammer, in welcher ich mich niederlegte, lagen allerorten Wäschestücke, Kleider, Gerümpel, tausend kleine Möbelstücke, Früchte, Eßwaren und dergleichen herum; ich schloß daraus, daß in dieser Herberge höchstens Einheimische ankehrten; andere, welche die Besitzerrechte weniger hochachten, hätten dem Wirt gewiß prompt den Gebrauch und die Nützlichkeit von Türschlössern beigebracht.

Andern Tags, früh am Morgen, überschritt ich den Rhein und ließ ihn zu meiner Linken, und gegen Mittag traf ich in Disentis ein, einem der bündnerischen Hochgerichte. Ein Dorf mit einem alten, reichen und berühmten Kloster vom Orden der Benediktiner. Seine Kirche ist recht hübsch. Die Vergoldung und die Malereien, welche übrigens minderer Qualität sind, lassen dem Auge keine Muße. Die Klosterbauten sind sehr weiträumig, aber von allergrößter Einfachheit. Ihre Fensterkreuze sind des rauhen Klimas wegen so tief eingelassen, daß es eigentlich bloße Lukarnen sind. Die Weitläufigkeit und der erhöhte Standort dieses Baus läßt die verrauchten Behausungen der Bauern, ihren Anblick schmälern, als eine bloße Anhäufung von Hütten erscheinen. Was dazu hätte dienen sollen, diesen braven Leuten saubere und behagliche Wohnstätten zu verschaffen, ward aufgezehrt durch diesen Kloster-Koloß. In einem unfruchtbaren, von allem Nötigen entblößten Gelände, auf einem Stück geiziger Erde, dem der Bewohner just ein paar Handvoll nicht zur Reife gelangter Gerste abgewinnt, in solchem Gelände, sage ich, ist eine so reiche, von Hütten umgebene Abtei ein Skandal, eine Beleidigung der Menschheit! Die Existenz eines jeden ihrer Insassen bedeutend den Tod für zwanzig andere und entzieht den Übriggebliebenen das Nötigste.

Der Abt von Disentis hat Anteil an der politischen und zivilen Verwaltung der Gemeinde, und das sieht man ihrer Einrichtung an, in welcher die natürliche und ursprüngliche Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt erscheint. Der Großrat der Gemeinde befindet über die Kriminalfälle; Zivil- und Staatsangelegenheiten sind dem Kleinen Rat, in welchem er größeren Einfluß hat, vorbehalten. Der Abt ist Mitglied des einen wie des andern; ersterer besteht aus vierzig Leuten.

Der Abt ist Reichsfürst und hat das Recht, Münzen zu schlagen. Er wohnt zumeist persönlich den Verhandlungen des Grauen Bundes bei; am Bundestag der Vereinigten Bünde aber hat er weder Stimme noch Sitz; vielleicht zufolge seiner Bereitwilligkeit, einen Titel zu tragen, welcher seinen Mitbürgern in keiner Weise behagen mag.

Melden wir nun einiges über meine Unterkunft und über mein Speisezimmer; es lohnt sich, daß man davon spreche. Es war nicht mehr und nicht weniger als der Saal, in dem der Souverän und das Hochgericht tagen. Von der Decke, als käme sie vom Himmel herabgestiegen, hängt die personifizierte Tugend, Schwert und Waage in Händen. An der Hinterwand des Saales befindet sich der ansehnliche Sessel des Präsidenten, zuseiten an zwei Eisenhaken das Symbol der höheren Gewalt: ein enormer Zweihänder. Das alles, weitabliegend von unseren eigenen Gepflogenheiten, hat mich gerührt. Ich sehe darin die Zeugen uralter Gastfreundschaft, eine Ehrung, die man dem Fremdling bezeugt in diesen öden Gefilden. Du bist ein Fremder, du bist unser Bruder; die Gemeinde empfängt einen angeheiligtesten, geachtetsten Stätte und nimmt einen hier unter ihren Schutz! Inbegriff allumfassender Obsorge! Laut solcher Satzung und Haltung ist in der ganzen Schweiz die Hauptunterkunft in der Regel im Rathaus, in einem eigens dafür bestimmten Teil desselben.

Das Tal, in welchem Disentis liegt, bringt einigen Roggen hervor, aber behüte! – welche Ernte! Im Mai ausgesät, wird er, grün noch, Ende September geschnitten und in kleine Garben gebunden, welche man an Stangen hängt – um sie reifen zu lassen, wie die Einwohner sagen.»

Die Strecke von Disentis an eine der Quellen des Rheins

«Ab Disentis begab ich mich steile Fußpfade hinan nach Überquerung einer tiefen, von den Bergwassern ausgewaschenen Schlucht ins Dorf Tavetsch. Ich traf dort ein gegen vier Uhr, und da der Tag schon zu weit vorgeschritten war, als daß ich mich in die Wildnis oberhalb hätte getrauen können, blieb ich. Sechs Stunden Marsch über für Pferde nicht zu bewältigende Pfade, auf immer wieder verwischten Wegspuren, deren Richtung einem zu erraten überlassen bleibt, hinweg über steile Böschungen und Abstürze: es blieb mir nichts anderes übrig, als zu bleiben; es war St. Laurentiustag, zu Ende der Vesperzeit (nebenbei bemerkt der einzige Tag, über 300 Seiten hin, der eine Datierung erlaubt: es war der 10. August; unser Reisender ist also in der Tat in denselben Hochsommertagen durchs Vorderrheintal und dann fort über den Oberalppaß gewandert wie der oben erwähnte Göttinger Professor Meiners. Aber ob es dasselbe Jahr war? – Es kann ein Jahr später, es kann auch früher gewesen sein. Hinweise wie zum Beispiel der, er habe seinerzeit mit Salomon Geßner, der im März 1788 verstorben sei, ein paar Worte gewechselt oder jene bereits erwähnten, dem Reisewerk recht unorganisch hinzugefügten Auslassungen über Neckers Schicksale im Juli 1789, mag er erst daheim in Paris, unmittelbar vor der Drucklegung seines Werkes, redigiert haben. So oder so, seine Bemerkungen, und nicht zuletzt die nachfolgenden über die franken Tavetscher-Bauern verraten dem Leser jedenfalls, daß Robert unser Land zum dritten Mal, dicht vor Ausbruch der französischen Revolution und bereits nachdrücklich von ihrem Atem gestreift, bereist haben muß).

Da hier keine Herberge war, kam ich in einer Schenke unter. Kaum hatte ich sie betreten, erschien der Geistliche mit zwölf oder fünfzehn seiner Bauern. Sie setzten sich, zogen sogleich Karten hervor und begannen alsbald um den zu trinkenden Wein zu spielen. Das obere Schmalende des Tisches ist als Ehrenplatz dem Pfarrherrn vorbehalten, der die Gläser verteilt, die Tranksame einschenkt und auch selber trinkt.

Fröhlichkeit herrschte. Die Szene verblüffte mich zunächst nicht wenig, in einer Gegend, wo Zurückhaltung und gute Sitten herrschen. Allein, abgeschirmt, unbeachtet, sah ich mir aus meinem Winkel das Schauspiel an und erholte mich in Bälde von meinem Erstaunen. Ich rief mir in Erinnerung, in welchem Lande ich weilte, auf welchem Stück Erde und welcher Art die Menschen waren, die es bewohnten. Der spielende und trinkende Pfarrer, er spielte und trank mit den Herren, was sage ich, mit den Machthabern des Landes! Konnte er sich in würdigerer, wohlbestallterer, vornehmerer Gesellschaft befinden? Bauern, welche mit den Potentaten verhandeln, können sich sehr wohl bei Tische zu Seiten ihres Pfarrers niedersetzen. Freimut und Würde lagen ausgebreitet auf der Stirn dieser Zeitgenossen. Diese Bauern, im Genuß der anderswo mißachteten Menschenrechte, empfinden ihren Lebensumständen gemäß. Vorerst war ich ordentlich entrüstet, dann aber segnete ich das Land, wo die Menschen zur Reinheit ihres ursprünglichen Zustandes zurückgeführt, jene Vornehmheit wahren, mit welcher der Schöpfer sie begabt hat.

Je mehr man sich dem Ursprung des Rheins und dem oberen Teil des Tales nähert, desto höher reckt sich der Talgrund. Disentis liegt bereits auf einem recht hohen Plateau, und von dort steigt man bis Tavetsch noch beträchtlich, von wo aus man sich hernach freilich auf noch viel steilere Abhänge gefaßt zu machen hat, welche zu Felswänden führen, die es zu erklimmen gilt, überragt ihrerseits von andern, die mit ihren Gipfeln bis über die Wolken ragen. Hier oben, von Gletschern, alt wie die Welt, umringt, entspringt vor den Augen der Sterblichen die Quelle des Rheins.

Sie stürzt zunächst von spitzen Felsen in eine Mulde, von wo sie durch einen rauhen, verstellten Durchschlupf ins Tavetschtal und dann hinaus ins große Tal fließt. Von Tavetsch aus emporsteigend findet man keinerlei Wegspur. Bald nach rechts abbiegend wird man des Crispaltes ansichtig, dessen unersteiglichen Kämme die ersten Wasser des Rheins entspringen.

In bloßen zehn Meilen Entfernung von seinen Quellen wälzt er schon sehr viel mehr Wasser

als die Saône bei Lyon. Diese ist von den dreien die bedeutendste. Sie bildet den Vorder- oder Niederrhein; der Hoch- oder Hinterrhein entspringt am Vogelberg (so nannte man vormals den Bernhardin), der mittlere Rhein, der sich vor seiner Vereinigung mit dem Hochrhein in den Vorderrhein ergießt, kommt vom Lukmanier her. Keiner der drei hat seinen Ursprung am Gotthard, wie die Schriftsteller in ihren flüchtigen Überblicken es fälschlich behaupten.»

Damit enden Roberts Aufzeichnungen über Bündlen. Er ist über den Oberalp und das Urserental davongezogen. Am 15. August – nochmals ein Datum, das er dem Leser gönnt – traf er in Grindelwald ein. Hernach hat er sich allüberall umgesehen: in Einsiedeln, in Luzern, im Glarner- und im Berner Oberland, auf der Gemmi und auf dem Großen St. Bernhard, muß sich dann länger als irgend sonstwo in Genf aufgehalten haben, einer Stadt, welcher er volle siebenzig Seiten seines Berichtes widmet, und irgendwann dann wird er unser Land wieder verlassen haben. Seine Bekundungen aus allen Landesteilen, nicht nur die wenigen über Graubünden, welche uns hier mitzuteilen vergönnt war, scheinen uns der Beachtung wohl wert. Sie reihen sich, dünkt uns, ebenbürtig den besten Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts an, ganz abgesehen davon, daß sich einer gewiß nicht von ungefähr den Titel eines Versailler Hofgeographen errungen haben wird.

Es wollte uns zunächst nicht gelingen, über den Inhaber solch stolzer Charge auch nur die Geburtsdaten in Erfahrung zu bringen. Zu unserer Genugtuung zeigte es sich dann aber, daß der 41. Band der *Nouvelle Biographie Générale*, publiziert 1872 bei den Brüdern Firmin-Didot in Paris, über unsern Autor ziemlich ausführliche Auskunft erteilt. Monsieur Robert muß jedenfalls schon bestandenen Alters gewesen sein, als er durch unsere Lande reiste. Wir geben nachfolgend davon eine Zusammenfassung.

François Robert kam 1737 in der Nähe von Châlon-sur-Saône zur Welt und war in dieser burgundischen Stadt – wie wir es aus seinem Text schon erfuhren – einige Jahre Philosophie- und Mathematiklehrer. Seine Ernennung zum Hofgeographen erfolgte 1780. Während der

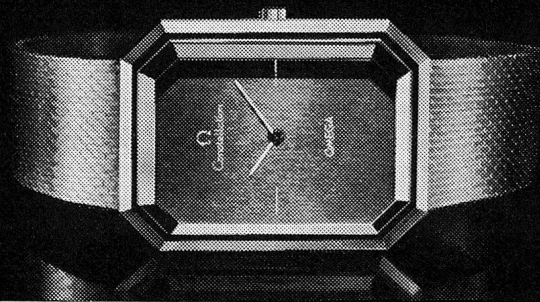
Französischen Revolution bekleidete er einen Regierungsposten in der Côte-d'Or, büßte ihn jedoch seiner reaktionären Haltung wegen ein und zog sich ins Privatleben zurück. Er sei ein passionierter Geograph gewesen und habe als solcher auf eigene Kosten wieder und wieder weite Reisen unternommen. Er war Mitglied gelehrter Gesellschaften zu Berlin und Bologna. Seine zweibändige, für den Gebrauch an Mittelschulen bestimmte «Géographie universelle» vom Jahre 1767 habe nicht weniger als fünfzehn Auflagen erlebt. 1777 erschien dreibändig seine «Géographie naturelle, historique, physique, etc., suivie d'un Traité de la sphère». Das von uns referierte Werk «Voyage dans les treize cantons — — —» ist, wir erfuhren es erst aus Margadants Doktorarbeit, auch ins Deutsche übertragen worden, zum mindesten der uns in-

teressierende zweite Teil. Wir wußten es nicht und haben nach der Originalausgabe gearbeitet. Der volle Titel jener Übersetzung lautet: «Herrn Roberts Königlich Französischen Erdbeschreibers Reise in die dreyzehn Cantone der Schweiz, nach Graubündten, dem Walliserlande, der übrigen zugewandten Orten und Unterthanen der Eidgenossenschaft. Aus dem Französischen. Zweyter und letzter Theil. Berlin. Bey Johann Friedrich Unger, 1791.»

Weitere Bücher sonst noch hat der anscheinend unermüdliche François Robert an den Tag gegeben, habe auch mitgearbeitet am «Dictionnaire de Géographie moderne».

Sehr betagt schon muß er sich nochmals auf eine Reise gewagt haben. Am 5. Mai 1819 wurde der Zweiundachtzigjährige zu Heiligenstadt in Sachsen vom Tode ereilt.

OMEGA



JÄGGI

Uhrmachermeister Offizieller Omega-Vertreter Bahnhofstr. Chur
Filialen: Arosa Hauptstrasse Lenzerheide